



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deckte Felsblock, bezeichnet mit „Nam Thorfins“, d. i. Grundstück Thorfins, zeigt genau den Schauplatz jener frühesten, größten, reichsten Colonisation. Der Stein enthält zu beiden Seiten rohe Menschenfiguren in zwei Abtheilungen, von denen die eine längliche Gesichter, die andern runde Köpfe haben, wie die Eskimos, und viel kleiner und schwächer gestaltet sind. Mit solchem Volk, das hier den Normannen Pelzwerk lieferte, aber noch keine Kenntniß vom Eisen hatte, kam man in Verührung. So weit gegen Süden wohnte damals dieses Volk, das gegenwärtig erst mehrere hundert Meilen weiter gegen den Norden zurückgedrängt heimisch ist. Sie werden von den Normannen nur verächtlich Strällinger genannt, d. h. Abschnittel von Menschen, Zwerge, Rothhäute, kräftige Indianerstämme, welche die spätern Europäer dort als Ansiedler fanden, hatten sich also noch nicht so weit nordwärts ausgebreitet. Dies geschah erst später, als die Centralamerikaner diese rothen Indianerstämme gegen Norden zurückdrängten, und diese wieder die Eskimostämme weiter gegen den polaren Norden fortzurücken nöthigten. Also auch über eine amerikanische Völkerwanderung gibt die erste Entdeckung der Normanen einigen Aufschluß.

Der Verkehr mit Winland durch Pelzwerk, Bauholz und andere Waaren scheint Island manchen Gewinn gebracht zu haben. Thorfin ging als sehr reicher Mann aus Winland erst nach Grönland und dann nach Island zurück, wo er sich ein großes Landgut kaufte, in Norden Syffel, und auf ihm ein prächtiges Haus erbaute, wo er starb. Nach seinem Tode wallfahrte seine Gemahlin Gudrid nach Rom und kehrte als Nonne nach Island zurück. Sie starb in einem Kloster, das ihr in Winland geborner Sohn Snorre Sturleson, der ausgezeichnetste Gelehrte und Richter (Lagman) in Island ihr erbaut hatte. Der Sohn ihrer Tochter war der berühmte Bischof Thorlak Runolf Son, der die erste christliche Schrift in Island veröffentlichte. Die Entdeckung kam also frühzeitig nach Rom, wo man aber kein Interesse dafür zeigte.

Viele Fahrten gingen später nach Winland. Hundert Jahre nach der ersten Ansiedlung wird ein Bischof Erik in Grönland genannt, der im Jahr 1121 nach Winland überschiffte, seine dortigen noch heidnischen Landsleute zum Christenthum zu befehlen. Später hören die Nachrichten in Folge des Verschwindens von Grönland auch in Winland auf, und das Schicksal jener Colonie ist gänzlich unbekannt geblieben. Eine bloße Vermuthung der neuern Zeit war es, die im Innern der Insel Neufundland hausenden wilden Stämme der dortigen sogenannten rothen Indianer für Nachkommen der Normannen zu halten, weil sie in beständiger Feindschaft mit den Eskimos lebten.

Also schon 500 Jahre vor Columbus erweiterten die Isländer die Erdkunde hinüber bis nach Nordamerika. Es fehlte nur an Eifer und an Energie ihrer Nachkommen, um zuerst als Gebieter dieser Nordhälfte des mächtigen Erdtheils eine Weltherrschaft errungen zu haben.

Von der preussischen Grenze.

Der scheußliche Mordanschlag auf einen Monarchen, welcher nicht bloß durch seine hohe Stellung, sondern hauptsächlich durch seine Persönlichkeit vielleicht unter allen jetzt regierenden Fürsten sich die meiste Achtung erworben hat, verdient namentlich seines Motivs wegen reifliche Erwägung. Wie sich aus der bisherigen Untersuchung herauszustellen scheint, hat der Verbrecher sich deshalb gemüßigt gesehen den König von Preußen umzubringen, weil derselbe seiner Aufgabe nicht gewachsen sei! Bisher lenkte in solchen Fällen doch immer Haß und Rache das Mordgewehr: Rache wegen einer vermeintlichen Uebelthat, Haß gegen den vermeintlichen Feind des Volks. Davon ist in diesem Fall keine Rede: wie man sonst in der Komödie einem Schauspieler, mit

dessen Auffassung man nicht zufrieden war, irgend Etwas an den Kopf warf, so äufert jezt dieser junge Uebelthäter sein Mißfallen an den Ereignissen durch einen Pistolenschuß! Das Verbrechen selbst ist ein ganz individuelles: aber das Urtheil, aus dem es hervorgegangen, die Stimmung, durch welche dieses Urtheil gefärbt ist, deutet auf eine allgemeine Krankheit des deutschen Volkes hin, die wir hoffentlich jezt übermunden haben.

Es ist die Kladderadatsch-Krankheit, an welcher das deutsche Volk seit elf Jahren gekocht hat. Wir meinen damit natürlich nicht das witzige Blatt, das diesen Namen führt, sondern die Stimmung in einem großen Theil des Publicums: sich als Zuschauer und Richter auf den Logen zu halten und seine Bürgerpflichten auf den Beifall oder den Tadel einzuschränken, den es den agirenden Personen zu Theil werden läßt. 1848 und 1849 ging man guten Muths und in dem vollsten Vertrauen an's Werk; als es nicht gelang, zog man sich schmolend zurück und begnügte sich damit, über die neuen Arbeiter zu spötteln, denen es auch nicht gelingen würde, bis man endlich merkte, es handle sich in diesem Spiel um das eigene Wohl und Wehe, und aus dem Spott in Verdruß überging. Wir wollen, was in Deutschland geschehen ist, nicht loben; es hätte manches Böse vermieden und manches Gute gethan werden können: aber die Ueberzeugung wird sich wol immer allgemeiner herausstellen, daß ohne Ausnahme an dem Verfall der Bühne das Publicum mit schuld ist.

Glücklicher Weise sind wir aus dem grinsenden Pessimismus der vergangenen Jahre jezt herausgetreten. Wir wissen, daß wir sammt und sonders Hand anlegen müssen, wenn auf die Dauer etwas gefördert werden soll. Es regt sich von allen Seiten und in jedem Zweige des öffentlichen Lebens, und daraus geht, abgesehen von den unmittelbaren Erfolgen noch ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil hervor: die Einsicht nämlich, daß jede wirkliche Thätigkeit eine bedingte ist. Von der Loge aus verlangt man leicht von den Schauspielern, daß sie heren sollen: ist man aber selbst auf den Brettern, so merkt man bald, daß die Elemente der Kunst, daß selbst das Gehen gelernt sein will.

Der Wahlspruch: entweder Alles oder Nichts! zeigt sich sofort in seiner vollen Lächerlichkeit, sobald ein ganzes Volk sich am politischen Leben theiligt. Der Ungeduld bleibt dabei immer ihre berechnete Stellung, denn ohne sie würde der regelmäßige Fortschritt leicht in's Stocken gerathen; aber sie hat nicht das letzte Wort zu sprechen. Der politische Fortschritt wird nur dadurch hervorgebracht, daß man genau überlegt, was heute und was morgen möglich und nothwendig ist.

Wie hoch man auch das Ziel stecken mag, welches man in Bezug auf die Einigung Deutschlands erreichen will, immer führt dahin der Weg nicht durch die Luft, sondern über den Erdboden, und die natürliche Lage desselben bedingt die Richtung des Weges. Es kommt darauf an, auch die scheinbaren Hindernisse so zu benutzen, daß sie dem Zweck dienen.

Scheinbar das größte Hinderniß unserer Einigung ist die Besorgniß vor dem Ausland. Wir haben keine Zeit, uns über unsre Einigung zu raufen, denn sobald wir uns in den Haaren liegen, fallen Russen, Franzosen und wer weiß wer sonst noch über uns her. Aber der nämliche Umstand, der unsere Einigung erschwert, macht sie zugleich nothwendig, und bringt das Gefühl der Nothwendigkeit in allen Klassen des Volks zur Klarheit. Ob es an und für sich für unser Volk geboten ist, die Form eines Bundesstaats oder Staatenbundes vorzuziehen, darüber walten Meinungsverschiedenheiten ob: aber daß wir Einrichtungen treffen müssen, die uns gegen einen

Ueberfall der Franzosen und Russen sichern, darüber ist alle Welt einig — mit Ausnahme derer, auf deren Meinung im entscheidenden Augenblick nichts ankommt.

Wir sind in der eigenthümlichen Lage, den Kampf mit dem Auslande früh oder spät beginnen zu müssen. Wir haben politisch und moralisch die Verpflichtung, die Herzogthümer Schleswig-Holstein vom dänischen Joch zu befreien. Wie lange wir auch diese Aufgabe hinauschieben, der Tag muß kommen, und er kommt bald.

Scheinbar haben wir es mit einem sehr unbedeutenden Feinde zu thun; aber dieser Feind ist in der günstigen Lage, von uns in dem Kern seines Lebens nicht gefaßt werden zu können. Wir können allenfalls Jütland besetzen, während der Zeit aber lähmt er unsern Handel, und je länger der Zwist dauert, desto sicherer haben wir ganz Europa gegen uns.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit einer Flotte war nicht erst das Resultat von 1848; aber die Art, wie man es befriedigen wollte, war durch die Anschauungen jenes Jahres gefärbt. Man glaubte damals, das Volk als solches könne regieren, Krieg führen u. s. w., und sammelte daher für eine deutsche Flotte, ehe man einen deutschen Staat hatte. Jetzt ist man allgemein davon überzeugt, daß nur ein organisirter Staat mit Erfolg einen Krieg unternehmen kann, und da es in anderer Beziehung mit der Gründung einer deutschen Centralgewalt noch gute Wege hat, so bleibt nichts Anderes übrig, als denjenigen Staat zum Träger unserer Wehrkraft zu machen, den seine natürliche Lage dazu bestimmt.

Daß dieser Staat nur Preußen sein kann, lernen wir schon vom Ausland. Es ist in den andern deutschen Bundesländern vielmehr von Schleswig-Holstein gelärmt worden als in Preußen: kein englischer Minister hat davon Notiz genommen: sobald aber in Preußen das leiseste Wort fällt, geräth ganz England in Aufregung. Und das ist ganz natürlich; kein anderer kann den Krieg führen als Preußen, kein anderer hat den ersten Anfall der Franzosen und Russen auf sich zu nehmen als Preußen. Wenn Preußen nicht will, so kann sich die öffentliche Meinung in Deutschland noch Jahrhunderte lang abarbeiten, Schleswig wird oder bleibt eine dänische Provinz. In dieser Beziehung wagt Niemand zu widersprechen: in einem Kriege gegen Frankreich nehmen die Würzburger eine Sonderstellung für sich in Anspruch, aber die Nordseeflotte von München aus zu regieren, so weit geht doch ihr Patriotismus nicht.

Um wollen zu können, um wollen zu dürfen, muß Preußen die Mittel haben, den Krieg glücklich durchzuführen. Es ist in diesen Blättern in einer Reihe von Artikeln auseinandergesetzt worden, daß die Gründung einer Flotte nothwendig, daß sie mit nicht übertriebenen Opfern möglich, und daß die Zeit, der neuen Erfindungen wegen, sehr günstig ist. Nur Preußen kann die Operationen gegen Dänemark lenken, nur Preußen darf daher die Flotte in seiner Hand haben. Ohnehin zum Schutz der oldenburgischen Küsten verpflichtet, ist es jetzt im Begriff, mit den Hansestädten abzuschließen. Es ist gegen das preussische Ministerium mit und ohne Grund sehr viel eingewendet worden, aber diese Angelegenheit ruht in sehr guten Händen und wird energisch betrieben.

Noch liegt es uns Allen in den Gliedern, daß die auf Unkosten des deutschen Volks zusammengebrachte kleine Flotte schließlich unter den Hammer kam. Die Form, in der es geschah, war allerdings scheußlich; aber — was sollte denn eigentlich damit gemacht werden? das deutsche Reich hatte aufgehört — und der Bundestag sollte doch nicht etwa das Commando übernehmen?

Wohlmeinende Patrioten — eben die mit der Schellenkappe — denken wol an

Hannover. Den Grafen Borries an der Spitze der deutschen Flotte zu sehen, wäre freilich ein interessantes Schauspiel.

Preußen hat aber das Recht, indem es den Schutz der deutschen Küsten und des deutschen Handels übernimmt, um so mehr die Mitwirkung Deutschlands zu beanspruchen, da es durch die Nothwendigkeit seiner Landrüstungen bereits Lasten auf sich genommen hat, die hart an die Grenze seiner Kräfte gehen. Durch die Flotte wird nicht bloß Hamburg, Bremen, Oldenburg geschützt, sondern der gesammte nord- und süddeutsche Handel, dessen Quellen durch eine dauernde Blokade verstopft werden. Es ist nicht eine Gefühlsache, sondern eine Sache nüchternen Berechnung: nur Preußen kann uns nach dieser Seite hin schützen, und um es zu können, muß es die Mittel haben. Es wäre vollkommen in der Ordnung, wenn von Bundeswegen eine unter preußische Flagge zu stellende deutsche Flotte ausgerüstet würde. Darauf aber zu rechnen, wäre lächerlich. Es bleibt also nichts übrig, als daß das deutsche Volk oder daß diejenigen Bürger desselben, die ein Gefühl ihrer Pflichten und ihrer Lage haben, durch freiwillige Beiträge sich selbst besteuern, um Preußen in den Stand zu setzen, das auszuführen, was kein anderer ausführen kann. Diesem nationalen Bestreben wird, — natürlich Hannover ausgenommen — keine deutsche Regierung etwas in den Weg legen.

Das Mißtrauen, das man hier und da gegen die preußische Regierung ausspricht, ist weiter nichts als jene oben geschilderte Kladderadatsch-Stimmung, die sich freut, in der Loge zu sitzen und ihr Nichtsthun durch hohe Worte der Kritik zu verbrämen. Was uns Bürgerschaft leistet, ist nicht die Hoherzigkeit oder Weisheit der preußischen Regierung, sondern der Umstand, daß in dieser Sache ihr Interesse mit dem unsrigen klar und entschieden Hand in Hand geht. Die schwarz-roth-goldene Flagge kam unter den Hammer, als man sie in Deutschland ächtete, die schwarz-weiße kann und wird es nicht.

Wir haben mit diesen kurzen Bemerkungen nur eine Anregung geben wollen, die im Künftigen weiter auszuführen sein wird; nur noch eine Bemerkung müssen wir hinzufügen. Es handelt sich hier nicht um ein Spielzeug, nicht um einen Ehrensäbel, nicht um das Monument für einen braven Mann: — es handelt sich um eine Angelegenheit, von der Deutschlands Sicherheit, Macht und Ehre abhängt. Es kommt nicht darauf an, eine Demonstration zu machen, sondern etwas zu schaffen. Wollegen wir auf den Impuls, der dadurch der preußischen Regierung gegeben wird, ein großes Gewicht, aber sehr viel liegt daran, was die Gesinnung wirklich leistet. Worte und Reden sind gut, aber sie verklingen mit der Zeit; hier gilt es nun ein Zeugniß dafür abzulegen, was für Opfer der deutsche Patriotismus im Stande zu bringen ist. An Ermahnung und guten Rathschlägen fehlt es der preußischen Regierung nicht: hier wird sie nun zum erstenmal Gelegenheit haben, zu sehen, wie weit man ihr zu Hilfe zu kommen geneigt ist, wenn sie für Deutschland etwas unternimmt.

† †

Notiz. Wie dem Breslauer Schillerverein mitgetheilt worden, hat der Vorstand der allgemeinen Schillerstiftung den Herren v. Holtei und Leopold Schefer als ehrenvolle Auszeichnung Jedem eine Pension von dreihundert Thalern bewilligt. — Dr. Guklow hat das Amt eines Generalsecretärs mit einem Gehalt von fünfhundert Thalern übernommen. (Nat. Z.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.